

Paul Fleming

Die üblichen Verdächtigen. Das Bild des Kriminellen bei Quételet und Galton

2006

<https://doi.org/10.25969/mediarep/2414>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fleming, Paul: Die üblichen Verdächtigen. Das Bild des Kriminellen bei Quételet und Galton. In: Sibylle Peters, Martin Jörg Schäfer (Hg.): »*Intellektuelle Anschauung*«. *Figurationen von Evidenz zwischen Kunst und Wissen*. Bielefeld: transcript 2006, S. 225–238. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/2414>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Die üblichen Verdächtigen.

Das Bild des Kriminellen bei Quetelet und Galton

PAUL FLEMING

Während es sicherlich schon immer durchschnittliche Menschen gegeben hat, ist der Begriff selbst, als Produkt der modernen Sozialstatistik des 19. Jahrhunderts, relativ neu. Im Zuge der zunehmenden Bedeutung von Statistiken lösen Wahrscheinlichkeiten, Neigungen und Tendenzen die bisherigen Zentralkategorien, sei es die der Seele oder der Vernunft, in den Diskussionen über das Wesen des Menschen ab. Bezeichnete die Aufklärung das Individuum als Sitz der Vernunft, so verlagerte die junge Disziplin der Statistik diesen Ort der Ratio vom Subjekt zur Gesellschaft. Denn selbst wenn das Individuum dem Diktat der Vernunft nicht folgt oder nicht folgen kann, zeigt die Gesellschaft als Ganzes eine bemerkenswerte Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit, eine Art universeller ›Rationalität‹ innerhalb einer Welt, die sonst von individueller ›Irrationalität‹ bestimmt zu sein scheint (vgl. Gigerenzer 1989: 37-38). Aus dem scheinbaren Chaos der individuellen Handlungen entsteht so ein konsequentes Handlungsmuster, das innerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit erforscht, kalkuliert und vorhergesagt werden kann. Der Name für diese Stabilität in großen Zahlen ist *l'homme moyen*.

Zwei Denker im Besonderen, die jedoch hinsichtlich ihrer Einschätzung und Mobilisierung dieses theoretischen Begriffs prinzipiell gegensätzliche Ansichten vertreten, bestimmen den Diskurs über den durchschnittlichen Menschen im 19. Jahrhundert: der belgische Statistiker Adolphe Lambert Quetelet, der den Begriff in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts einführte, und der britische Wissenschaftler und Statistiker Francis Galton, der 1883 den Begriff ›Eugenik‹ prägte. Nach Quetelet handelt es sich beim Durchschnittsmenschen um ein statistisches Konglomerat und eine Vergleichsfigur, anhand derer sich die Tendenzen einer Gesellschaft kristallisieren und verständlich machen lassen. Als Erzeugnis einer Reihe von Zahlen ist Quetelets durchschnittlicher Mensch ein moderner numerischer Jedermann, welcher zugleich ein Niemand ist. Er ist – laut Quetelet – »un être fictif« (Quete-

let 1835: 44), dem mehr Wahrheitsgehalt zukommt als jedem Einzelnen. Im Durchschnittsmenschen findet sich der gesellschaftliche Schwerpunkt, der als aus der Gruppe abgeleiteter gleichzeitig deren Neigungen bestimmt. Als eine Abstraktion stellt er so einerseits die gesellschaftlichen Tendenzen zusammengefasst dar, sagt andererseits aber nichts über das jeweilige Individuum aus. Da Statistik auf dem Gesetz der großen Zahl beruht, kann sie zwar relativ präzise Auskunft über eine Gruppe, nicht aber über das Individuum in seiner Individualität geben. Um 1880 versuchte Galton dieses Problem statistischer Abstraktion auf zwei Weisen zu lösen: Zum einen schloss er an Entwicklungen der vorherigen Jahrzehnte an, die dazu führten, statistische Daten zu differenzieren und die Gesellschaft nach Klassen oder Gruppen zu untersuchen (vgl. Gigerenzer 1989: 48-53): In diesem Sinne ging es Galton nicht länger um allgemeine durchschnittliche Menschen, sondern um durchschnittliche Typen innerhalb einer Gesellschaft. Zum anderen strebte Galton eine Verbildlichung der abstrakten Evidenz der Zahlen an. Durch die fotomechanische Methode der Überlagerung mehrerer Bilder entwickelte Galton die von ihm so genannte »pictorial statistics« (Galton 1919: 233): die Verwandlung abstrakter Zahlen in ein konkretes Bild.

Der vorliegende Aufsatz untersucht das Verhältnis zwischen Bild und Statistik, zwischen konkreter Evidenz und generellen Tendenzen anhand von Quetelets und Galtons jeweiligen Thesen zur Kriminalität. Quetelet verwendet die Anhäufung statistischer Daten, um den Beweis dafür zu liefern, dass ein Verbrechen nicht mit dem Individuum, sondern mit den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen beginnt, weshalb jede Beschäftigung mit Kriminalität mit der Untersuchung der Gesellschaft als ganzer beginnen müsse. Da Galtons eugenische Projekt mit dem Individuum (oder, genauer gesagt, mit der Erzeugung des Individuums aus zwei erblichen Stämmen) beginnt und endet, determiniert allein die Qualität der Individuen die Gesellschaft. Um den Kriminellen besser identifizieren und isolieren zu können – das heißt um ihn als Typus vorhersehbar und erkennbar zu machen –, muss der Durchschnittsmensch (hier als verbrecherischer Typus) konkretisiert und in einer deutlichen Form sichtbar gemacht werden. Galton verwendet deshalb die relativ neue Technologie der Fotografie, um übereinander gelagerte Bilder oder Fotomontagen der menschlichen »Klassen« zu erstellen, die Namen wie »Krankheit«, »Gesundheit« oder »Kriminalität« erhalten. Dies geschieht in der Hoffnung, »bildliche Evidenz« für sogenannte höhere und niedrigere Typen bereitzustellen.

1. Der durchschnittliche Mensch und die Kriminalität

Quetelets theoretische Modelle für das, was er ›soziale Statistik‹, ›soziale Physik‹ oder ›moralische Statistik‹ nannte, gingen auf Astronomie und Wahrscheinlichkeitstheorie zurück. Seine große Einsicht bestand darin, die für die Positionierung der Planeten verwendeten Methoden auch auf menschliches Sozialverhalten anzuwenden. Quetelet entdeckte, dass nicht nur ›natürliche‹ Ereignisse wie Geburten und Todesfälle sondern auch scheinbar freiwillige Handlungen wie Suizid- und Mordraten in großem Maßstab betrachtet eine erstaunliche Regelmäßigkeit aufweisen. Auf der Grundlage einer angemessenen Stichprobe siedelt sich deshalb soziales Verhalten auf der Normalverteilung der Glockenkurve an. Quetelet beschreibt die Voraussetzungen seiner Methode in »Sur l'homme et le développement de ses facultés« (1835) folgendermaßen:

»Ainsi, les phénomènes moraux, quand on observe les masses, rentreraient en quelque sorte dans l'ordre des phénomènes physiques; et nous serions conduits à admettre comme principe fondamental dans les recherches de cette nature, que *plus le nombre des individus que l'on observe est grand, plus les particularités individuelles, soit physiques, soit morales, s'effacent et laissent prédominer la série des faits généraux en vertu desquels la société existe et se conserve.*« (Quetelet 1835: 37)

Nimmt die Masse der gesammelten Daten zu, so beginnt sich eine Ordnung und Uniformität zu zeigen, die den Resultaten aus den Naturwissenschaften ähnelt. ›Normales‹ Verhalten gruppiert sich um ein Zentrum, wodurch ein Bild der Gesellschaft in ihren generellen, vorhersehbaren Tendenzen entsteht, während Idiosynkrasien in den Hintergrund treten. Es überrascht nicht, dass relativ statische Attribute wie Gewicht und Größe zu einem Mittelwert neigen. Neu dagegen erscheint Quetelets Entdeckung, dass so genannte ›moralische Phänomene‹ – die, aus der Perspektive des freien Willens betrachtet, keiner berechenbaren Wahrscheinlichkeit folgen, sondern beträchtlich schwanken sollten – ebenfalls einer statistischen Stabilität unterliegen. Mit Verwunderung erkennt Quetelet, dass sich die Anzahl der Morde und Verurteilungen sowie die Art der Tatwaffen in Frankreich mit relativ hoher Präzision jährlich wiederholen:

»Cette constance avec laquelle les mêmes crimes se reproduisent annuellement dans le même ordre et attirent les mêmes peines dans les mêmes proportions, est un des faits les plus curieux que nous apprennent les statistiques des tribunaux.« (Quetelet 1835: 34)

Die emphatische Wiederholung von ›même‹ in diesem Passus ist kaum zu übersehen. Trotz aller Individualität und freiem Willen ergibt sich

eine gesellschaftliche Uniformität der Handlungs- und Entscheidungsweisen, die sich im Gesetz der großen Zahl zeigt. Quetelets paradoxe Formulierung – ›moralische Statistik‹¹ – erhält hier ihre konkrete Bedeutung: Es gibt eine Regelmäßigkeit der ›moralischen‹ Handlungen, deren Wahrscheinlichkeit den Status einer Wissenschaft annimmt. Aus der Distanz, die die Statistik gewährt, gibt es nach Quetelet deshalb nur *eine* Erklärung für das Auftreten von Kriminalität: »Regularity of statistics points not to willful actions but to the dominant influence of underlying social forces« (Quetelet 1843: X). Die Konsequenzen dieser Betonung gesellschaftlicher Einflüsse vor der individuellen Verantwortung sind weit reichend: Es folgen daraus nicht nur Debatten über den freien Willen (vgl. Porter 1986: 151-192), sondern notwendigerweise auch ein neues Bild der Menschheit, das einen Satz von Marx vorwegnimmt: »In seiner Wirklichkeit ist es [das menschliche Wesen, P.F.] das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse« (Marx 1969: 6). Quetelet war jedoch kein protomarxistischer Revolutionär. Sein Ziel bestand zum einen darin, die verhältnismäßige Stabilität der Gesellschaft bloßzulegen. Zum anderen legte er größten Wert auf die Verabschiedung von Gesetzen, die auf Grundlage seiner Einsicht in gesellschaftliche Tendenzen Elend beseitigen sollten.²

Quetelets durchschnittlicher Mensch liefert ein Bild der Gesellschaft in ihrer Regelmäßigkeit, aber gerade weil er als Abstraktion notwendigerweise alle individuellen Merkmale ausblendet, sagt er letztlich herzlich wenig über Individuen aus: »Car c'est encore le cas de faire observer ici que les lois générales relatives aux masses sont essentiellement fausses, étant appliquées à des individus.« (Quetelet 1835: 504) Dies stellt jedoch kein Problem für Quetelets soziale Physik dar, sondern ist gerade deren Pointe. Vom Individuum abzusehen, hat den Vorteil, dass die Bedeutung des Zufalls und der Willkür minimal, ja sogar unbedeutend wird. Die Wahrheit liegt im Ganzen, auch wenn die Motivation jedes Einzelnen unberechenbar bleibt. Sobald genug Daten gesammelt sind, findet Quetelet die absolute Beweiskraft in den Resultaten: »[M]undem regent numeri« schreibt er – »Zahlen regieren die Welt« (Porter 1986: 45).

Moralität und Kriminalität werden dann bei Quetelet letztendlich sozialwissenschaftliche Phänomene, die sich nicht auf den freien Wil-

1. Quetelet war jedoch nicht der erste, der den Begriff ›moralische Statistik‹ verwendete. Vgl. Guerry 1833.

2. »That is, the social physicist can learn how to avoid disorder and social turmoil, which Quetelet assumed to be inessential or perturbational. He also found congenial the consequence of his model that crime was a social responsibility, subject to social amelioration, and that the criminal was more a victim than an agent.« (Gigerenzer 1989: 43)

len des Individuums reduzieren lassen. Die aus der Statistik abgeleitete Evidenz ist für ihn unwiderlegbar: »C'est elle [die Gesellschaft, P.F.], en quelque sorte, qui prépare ces crimes, et la coupable n'est que l'instrument qui les exécute« (Quetelet 1835: 35). Nicht das Individuum sucht und findet Möglichkeiten zum kriminellen Handeln; denn wäre dies der Fall, dann müsste die Anzahl der jährlichen Straftaten fluktuieren. Vielmehr verweist die Regelmäßigkeit, mit der Verbrechen geschehen, darauf, dass gesellschaftliche Verhältnisse den Grund für illegale Handlungen bereiten. Das Individuum setzt einfach nur das in die Tat um, was die Gesellschaft bereits in Gang gebracht hat. Die Umkehrung des bestimmenden Verhältnisses zwischen dem Individuum und der Gesellschaft hat Folgen für Quetelets implizite Programmatik des Durchschnittlichen: »Il est un budget qu'on paie avec une régularité effrayante, c'est celui des prisons, des bagnes et des échafauds; c'est celui-là surtout qu'il faudrait s'attacher à réduire« (ebd.: 35). Es gibt bei Quetelet kein Zusammentreiben der üblichen Verdächtigen. Die Uniformität der Statistik verdammt nicht den Verbrecher, sondern die Gesellschaft, die solche Taten ermöglicht.

2. Bildliche Statistik

Indem er der Gesellschaft mehr Bedeutung zumisst als dem Individuum, unternimmt Quetelet zugleich eine Neubestimmung des Genies, das für Galtons Eugenik – wie der Titel seiner Studie von 1869 »Hereditary Genius« zeigt – von solch großer Bedeutung sein wird. Während das Genie im 18. Jahrhundert ausschließlich durch ein angeborenes Talent bestimmt wurde, setzt Quetelet das Genie in ein direktes Verhältnis zum sozialen Ganzen. Das Genie kann nur so talentiert, so außerordentlich sein wie die Gesellschaft selbst. Die Neigung zum Genie und zum Fortschritt steht und fällt mit dem Zustand des Durchschnitts, da Quetelet zufolge eine direkte kausale Verbindung zwischen dem Ganzen und dem Teil, zwischen der Gesellschaft und dem Individuum besteht:

»Les grands événements ont leurs nécessités comme les grands hommes; et comment cela pourrait-il nous surprendre, quand nous avons vu que les actions mêmes des simples individus ont leur nécessités, quand nous avons vu que d'une organisation sociale donnée, dérive, comme conséquence nécessaire, un certain nombre de vertus et de crimes, et que crimes sont de telle ou telle nature, sont exécutés avec tels ou tels instruments?« (Ebd.: 514)

Sowohl der außerordentliche wie auch der einfache Mensch unterstehen demselben Gesetz der Notwendigkeit. Die sozialen Umstände, die Verbrechen verursachen, bringen gleichermaßen das Genie hervor.

Galton, der das Los der Menschen durch selektive Fortpflanzung verbessern wollte, teilte Quetelets progressiv-politische Ansichten und Ambitionen nicht. Obwohl Galton in dem Buch, das aufgrund seines Titels – »Inquiries into Human Faculty and its Development« – als direkte Antwort auf Quetelets Hauptwerk gelesen werden kann, die heute berühmte Unterscheidung zwischen ›nature‹ und ›nurture‹ geprägt hat, ist Erziehung (›nurture‹) in Galtons Denken fast bedeutungslos. Bei Galton wurzelt alle Entwicklung in Vererbung. Ob Genius oder Verbrecher – die Anlagen sind angeboren. Deshalb kann die Gesellschaft nicht durch die Verbesserung der Verhältnisse für alle verändert werden, sondern nur durch die Beschleunigung und Manipulation von Darwins Prozess der ›natürlichen Auslese‹.³ In seinen Essays zur Eugenik, verfasst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, schlägt Galton deshalb eine doppelte Strategie für die selektive Reproduktion vor: 1) Fortpflanzungsverbot für die so genannten unteren Klassen und 2) die Beförderung von Umständen, die Menschen von so genannter höherer Abstammung zur Fortpflanzung motivieren. Der Fortschritt der Menschheit ist in diesem Ansatz nicht durch die Pflege der Mittel- oder Unterklassen zu erreichen – dies würde nach Galton nur Mittelmäßigkeit und Verderbtheit reproduzieren –, sondern durch die Verhinderung der Weitervererbung ihres Erbguts. Es wäre »a great benefit to society if all habitual criminals were resolutely segregated under merciful surveillance and peremptorily denied opportunities for producing offspring« (Galton 2004: 20; vgl. ebd.: 62). Mit dem so genannten »favoured stock« (ebd.: 24) ist natürlich genau entgegengesetzt zu verfahren. Frauen sollen dazu ermuntert werden, früh zu heiraten, um mehr Kinder gebären zu können. Und ironischerweise gilt es, eine Form des Wohlfahrtsstaates gerade für die Privilegierten zu errichten, der diese zur Reproduktion motivieren soll.⁴ Kaum bedarf es des Kommentars, dass solche Gedankengänge mit Auschwitz ihre barbarische Konsequenz erreichen.

Galton setzte anfangs große Hoffnungen auf die Fotografie als Hilfsmittel bezüglich seiner Absicht, die Begabten vom Rest abzusondern. Er entwickelte in der Folge mehrere komplizierte Techniken⁵

3. Galton verfehlt – oder vernachlässigt – die fundamentale Rolle der Kontingenz und den daraus folgenden wesentlichen Mangel an Teleologie bei Darwin.

4. »The means that might be employed to encompass these ends are dowries, especially for those to whom moderate sums are important, assured help in emergencies during the early years of married life, healthy homes, the pressure of public opinion, honours, and above all the introduction of motives of religious or quasi-religious character« (Galton 2004: 25).

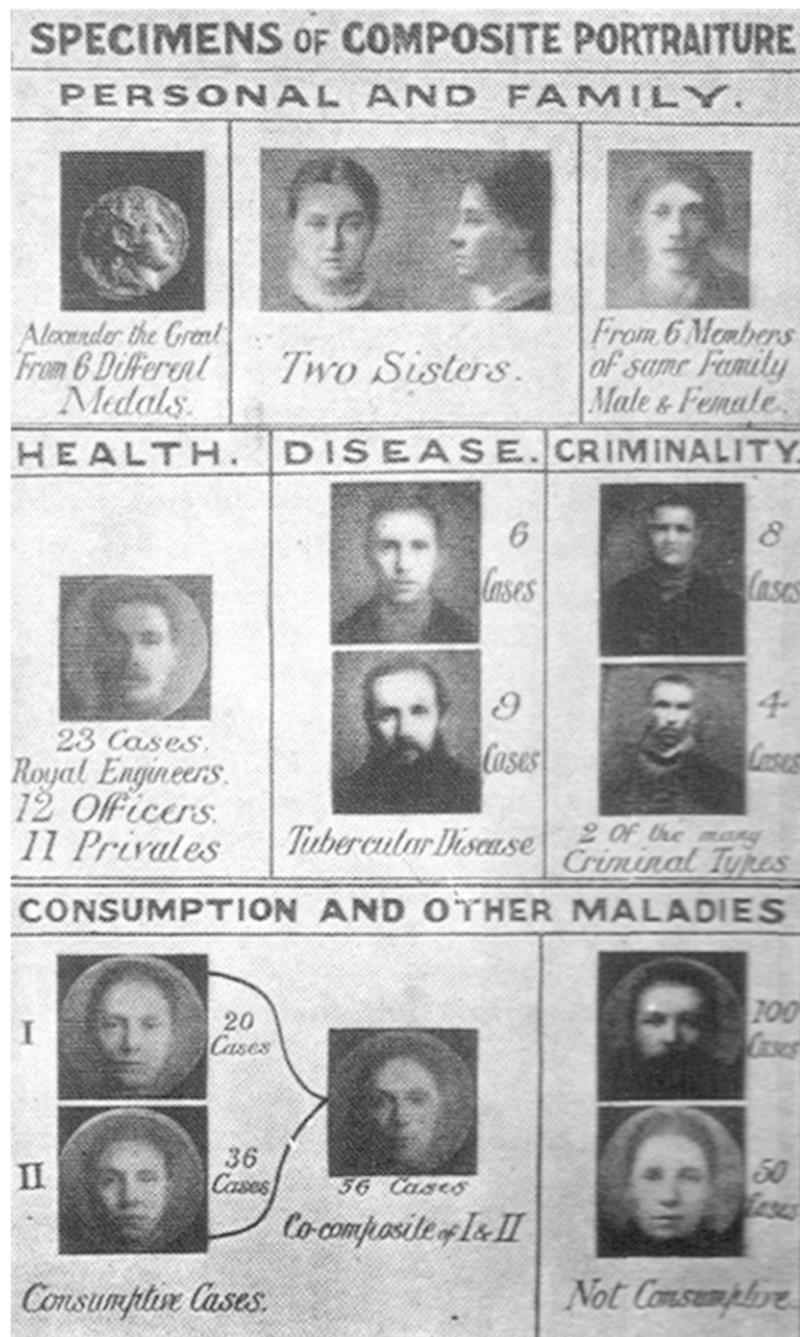
5. Für eine eingehende Darstellung von Galtons Technik vgl. den Anhang »Composite Portraiture« in Galton 1919, S. 221-242 sowie Pearson 1930, Bd. 3, S. 283-298.

zur Produktion von Fotomontagen, die die abstrakte numerische Information statistischer Tabellen in ein einfaches überzeugendes Bild umwandeln sollten. Galtons paradoxe Bezeichnungen für sein Verfahren – »pictorial statistics« (Galton 1919: 233) oder »pictorial averages« (ebd.: 239) – sind programmatisch zu verstehen, da die übereinander gelagerten Bilder die Glockenkurve in ein Bild fassen sollen:

»Those of its outlines are sharpest and darkest that are common to the largest number of the components; the purely individual peculiarities leave little or no visible trace. The latter being necessarily disposed equally on both sides of the average, the outline of the composite is the average of the components.« (Ebd.: 233)

Die Logik der Glockenkurve beherrscht Galtons Auffassung der Bildmontage: Jedes Element in der Fotomontage entspricht angeblich einem statistischen Messwert und da, wo das Bild (aus Bildern) zu einem klaren Umriss gelangt, sollen sich die gemeinsamen, übereinstimmenden Eigenschaften zeigen. Dagegen finden sich in den Unschärfen Spuren der abweichenden, nicht gemeinsamen Eigenschaften.

Ulrich Baer hat gezeigt, dass »[t]he medium of photography *always* raises the question of the relationship between seeing and knowing« (Baer 2002: 87). Die von Galtons Bildmontagen aufgeworfene Frage ist dann: Wer oder was wird hier überhaupt gesehen und was wird dadurch erkannt? Die theoretische Prämisse von Galtons Fotomontagen kann gleichsam als Radikalisierung von Lavaters Physiognomie verstanden werden. Für Lavater ist der Körper unmittelbarer Abdruck und Abschrift des psychologischen Charakters; um Einblick in die Seele eines anderen zu gewinnen, ist einfach der Körper zu lesen. Alle Beweise liegen auf der Oberfläche. So schreibt Lavater: »Dieß Aeußerliche und Innere stehen offenbar in einem genauen, unmittelbaren Zusammenhang. Das Aeußerliche ist nichts, als die Endung, die Grenzen des Innern, und das Innere eine unmittelbare Fortsetzung des Aueßern. Es ist also ein wesentliches Verhältniß zwischen seiner Außenseite und seinem Inwendigen« (Lavater 1884: 23). Lavater zufolge prägt sich die Charaktereigenschaft als eine deutliche und deutbare Spur aus. Galton denkt diese physiognomische Vorstellung eines »genauen, unmittelbaren Zusammenhang[s]« zwischen Innerem und Äußerem nur zu Ende, wenn er vertritt, dass *alle* Individuen eines Typs (gesund, kriminell, intelligent und so weiter) körperlich dieselben lesbaren Beweisspuren aufweisen müssten. Wenn alle Menschen eines Typs denselben Charakter teilen, dann sollte sich, montiert man die einzelnen Bilder übereinander, ein kohärentes Bild des inneren Wesens – als Abdruck einer gemeinsamen Seele – ergeben. Kurzum: Was hier gesehen werden soll, ist eine kollektive Seele, eine Art statistische Einheit, die in *einem* Gesicht ausgedrückt und wieder erkennbar wird (Abb. 1).

Abbildung 1: Francis Galton: *Inquiries into Human Faculty*

Alan Sekula beschreibt daher Galtons ›bildliche Statistik‹ als eine Art Archiv im Taschenformat, das die unterschiedlichen, in dem Archiv (hier: der statistischen Tabelle) zusammengetragenen Daten in ein unwiderlegbares Beweisstück komprimiert:

»[T]he Galtonian composite can be seen as the collapsed version of the archive. In this blurred configuration, the archive attempts to exist as a single potent image, and the single image attempts to achieve the authority of the archive, of the general, abstract propositions.« (Sekula 1989: 373)

Sekula unterstreicht sehr richtig die doppelte Bewegung, der Galtons übereinander gelagerten Bilder folgen: Sie reduzieren alle Informationen auf ein einziges, wieder erkennbares Gesicht, ohne dabei die totale Autorität, auf die das Archiv Anspruch erhebt, zu unterlaufen. Mit anderen Worten, Galtons Fotomontagen streben nach dem Unmöglichen: gleichzeitig individuell und allgemein zu sein. In diese Richtung weist Galton selbst:

»Composite pictures, are, however, much more than averages; they are rather the equivalents of those large statistical tables whose totals, divided by the number of cases, and entered in the bottom line, are the averages. They are real generalizations, because they include the whole of the material under consideration. The blur of their outlines, which is never great in truly generic composites, except in unimportant details, measures the tendency of individuals to deviate from the central type.« (Galton 1919: 233)

Die übereinander geschichteten Bilder ergeben also nicht allein die Darstellung des resultierenden Mittelwerts, sondern zeigen den Durchschnitt *und* die Sammlung aller individuellen Daten. Galtons Bezeichnung ›real generalizations‹ für die montierten Bilder sollte deshalb mit ›konkrete Verallgemeinerungen‹ übersetzt werden. In dem Medienwechsel von Zahl zum Bild geht – so Galton – nichts verloren. Dies impliziert die kühne Behauptung, dem Abstrakten, ja dem Numerischen könne buchstäblich ein Gesicht, eine unverkennbare Wiedererkennbarkeit gegeben werden. So behauptet Galton, dass ein überlagertes Bild »is the portrait of a type and not of an individual« (ebd.: 222). Präziser ausgedrückt bedeutet dies, dass jede dieser Fotografien die Hauptmerkmale einer Gattung in *einem* Bild wiedergeben soll; sie soll die Schnittstelle zwischen Individuum und Gattung darstellen, da jede Fotomontage »a curious air of individuality« (ebd.: 234) aufweist.

Die dieser Unternehmung zugrunde liegende Politik ist unverkennbar. Der Direktor der Gefängnisse in Großbritannien, Sir Edmund Du Cane, der Galton das Bildmaterial für die Fotomontage der Kriminellen gab, erhoffte sich von Galtons Methode die Grundlage für vorbeugende polizeiliche Arbeit. Wenn der Verbrecher-Typ bestimmte, physiognomische Eigenschaften aufweist, dann »the tendency to crime

is in those persons born or bred in them, and either they are incurable or the tendency can be checked by taking them in hand at the earliest periods of their life« (Gillham 2001: 217).⁶ Auf der Grundlage der perfekten physiognomischen Evidenz der »pictorial statistics« könnten dann »die üblichen Verdächtigen« zusammengetrieben werden – nicht nach, sondern vor der Tat.

Die Hauptfrage, die von Galtons Fotomontagen aufgeworfen wird, ist dann folgende: Welcher »zentrale Typus« wird dargestellt? Verweist in den übereinander gelagerten Bildern die Unschärfe oder aber das verhältnismäßig scharfe Antlitz auf das kriminelle Element? Mit anderen Worten: Ist im Fall von Verbrechern das Kriminelle das Gemeinsame oder aber das Individuelle, das in die Unschärfe zurücktritt? Der Logik der Glockenkurve folgend behauptet Galton: »All that is common remains, all that is individual tends to disappear« (Galton 1919: 230). Indem Galton überhaupt die Vorentscheidung trifft, dass es eine kriminelle »Klasse« gibt, die erbliche, physiognomische Merkmale teilt, setzt er das voraus, was er mit seinen Bildmontagen zu beweisen sucht. Die Bezeichnung »generic portraits«, die Galton für seine Bilder vorschlägt, legt diese Voraussetzung bloß: »The word generic presupposes a genus, that is to say, a collection of individuals who have much in common« (ebd.: 230).

Doch im Prozess der Überlagerung zahlreicher Bilder der Verbrecher geschieht etwas für Galton Unerwartbares. Nach sorgfältigem Studium der Resultate muss Galton zugeben, durchaus nicht das erwartete Bild des Super-Kriminellen in Händen zu halten: Der entstandene allgemeine »Typ« weist keine Intensivierung und Konkretisierung der vermeintlich kriminellen Züge auf. Vielmehr starrt den Betrachter ein Bild der »common humanity« an. Über die Fotomontagen von Mördern, Totschlägern und gewalttätigen Räufern schreibt Galton in dem Vortrag »Composite Portraiture« (1881):

»It will be observed that the features of the composites are much better looking than those of the components. The special villainous irregularities in the latter have disappeared, and the common humanity that underlies them has prevailed. They represent, not the criminal, but the man who is liable to fall into crime. All composites are better looking than their components, because the averaged portrait of many persons is free from the irregularities that variously blemish the looks of each of them.« (Ebd.: 224)

Die Idee einer Verschönerung durch Überlagerung kehrt in Galtons Reflexionen über seine Fotomontagen, unabhängig vom dargestellten

6. »If physical features reflected specific behavioral or racial traits and if these were inherited, composite photography provided a means of identifying these characteristics« (Gillham 2001: 217).

Typ, immer wieder.⁷ Galton überrascht mit dem Eingeständnis, dass gerade die ›villainous irregularities‹ zugunsten der ihnen zugrunde liegenden ›common humanity‹ getilgt werden. Dieses Verschwinden der kriminellen ›Eigenartigkeiten‹ wäre von einer Quetelet'schen Perspektive und Vorgehensweise zu erwarten, die *alle* Mitglieder der Gesellschaft auf einer Glockenkurve verteilt. Da Galton jedoch einen ausgesuchten Abschnitt der Glockenkurve untersucht – nämlich denjenigen Teil der Gesellschaft, der von ihm so bezeichneten ›kriminellen Klasse‹ angehört –, ist die Abweichung vom ›Normalen‹ tatsächlich eine gemeinsame oder geteilte und deshalb, wenn aufeinanderbezogen, letztlich keine Abweichung. Anders gesagt, in dem Kampf darum, welcher Charakterzug (der normale oder der abnormale) die Oberhand gewinnen und die klaren Konturen des Bildes abgeben wird, setzt sich nichtsdestotrotz die gemeinsame Menschlichkeit durch, nicht die gemeinsame Kriminalität.

Doch so einfach ist Galtons Deutung nicht. In den gleichzeitig erscheinenden »Inquiries into Human Faculty and its Development« (1883) heißt es hinsichtlich eben dieser Fotomontagen: »They produce faces of a mean description, with no villainy written on them. The individual faces are villainous enough, but they are villainous in different ways, and when they are combined, the individual peculiarities disappear, and the common humanity of a low type is all that is left« (Galton 1919: 11, Hervorhebung P.F.). Auch hier gibt Galton also zu, dass mit der Bildmontage der Verbrecher keine eindeutige physiognomische Evidenz des kriminellen Typs vorliegt. In beiden Deutungen erbringt die Portraitmontage des Mörders nicht, wie Galton gehofft hatte, den perfekten Beweis des leibhaftigen Verbrechers. Zwischen den Ausdrücken ›common humanity‹ und ›community humanity of a low type‹ liegen jedoch, wenn nicht Welten, so doch eine deutliche Verlagerung der Emphase. Denn entweder kommt etwas, was alle Menschen (das heißt jede Klasse oder jeder Typ im Galton'schen Sinn) teilen, zum Vorschein, oder nur das, was den ›niedrigen‹ Typus auszeichnet. 1881 betont Galton die ästhetische Qualität der Bildmontagen im allgemeinen, während er 1883 den Beweischarakter bekräftigt – nicht für den Verbrecher aber für den ›niedrigen‹ Typ. Als solche bleiben die Fotomontagen Beweisstücke innerhalb seiner Eugenik.

7. Das Individuum als Individuum wird immer Unregelmäßigkeiten aufzeigen und dadurch von der Norm abweichen. So hat Galton aufgrund von Fotografieren von Münzstücken eine Fotomontage von Kleopatra erstellt und bemerkt, dass keines der Bilder für sich genommen »gave any indication of her reputed beauty; in fact, her features are not only plain, but to an ordinary English taste are simply hideous« (Pearson 1930: 295). Erst in dem sich aus der Schichtung ergebenden Bild erweist sich ihre wahre Schönheit. Vgl. Abbildung XL in Pearson, *Life*, Bd. 3.

Die Spannung zwischen Ästhetik und Beweismaterial ist bemerkenswert, da Galton nur bezüglich der Fotomontagen der Kriminellen sein Unbehagen ausdrückt und auf deren Evidenzcharakter beharrt. Hingegen schreibt Galton über eine Fotomontage männlicher Tuberkulosekranker: »The result is a very striking face, thoroughly ideal and artistic, and singularly beautiful. It is, indeed, most notable how beautiful all composites are. Individual peculiarities are all irregularities, and the composite is always regular« (Galton 1919: 240). Was jedoch die Kriminellen betrifft, so kann Galton seinen Ekel in »Inquires into Human Faculty« nicht unterdrücken: »It was quite otherwise with the criminals. I did not adequately appreciate the degradation of their expression for some time; at last the sense of it took firm hold of me, and I cannot now handle the portraits without overcoming by an effort the aversion they suggest« (ebd.: 12-13). Wenn die Technik der übereinander gelagerten Bilder nur im Fall von Kriminellen anwendbar ist, dann muss der Zweck, zu dem diese Technik eigentlich eingesetzt werden soll, die »bildliche Statistik« nämlich, in seinen Grundfesten wanken. Die Abscheu, die Galton einzig und allein für Kriminalität empfindet, verweist letztlich, aus der Perspektive der Eugenik gesehen, auf die Unhaltbarkeit seiner ausschließlichen Betonung von Vererbung. Der Beweis eines »niedrigeren Typs« sollte in jedem Bild eines solchen Typs auffindbar (und fühlbar) sein. Doch nur der Kriminelle – das heißt der Typ Mensch, der am meisten mit den Kategorien der Wahl und einem Grad an freiem Willen in Verbindung gebracht wird – ruft eine solche Abscheu in Galton hervor.

Was aber in Galtons Verwendung und Analyse der Fotomontagen am häufigsten Erwähnung findet, ist deren Schönheit (einschließlich der Kriminellen im Vortrag von 1881). Allgemein gesprochen mündet Galtons Versuch, bildliche Evidenz für eine Typologie der so genannten »niedrigen« Menschenklassen – Kranke, Schwache, Verbrecher und so weiter – herzustellen, in einem ästhetischen Projekt. So werden beispielsweise gerade die Tuberkulosekranken im Zuge der Ansammlung und Überlagerung »singularly beautiful« genannt – ausgerechnet jener Typ oder jene Klasse von Menschen, der Galtons Eugenik das Recht auf Reproduktion absprach. Da das Singuläre keinen Vergleich zulässt, bildet solche »singuläre Schönheit« das Gegenteil von Statistik und Durchschnitt, ja das blanke Gegenteil des Begriffs »Typ«. Man sollte glauben, dass die unvergleichliche Schönheit, die Galton in den so genannten niedrigeren Klassen auffindet, eine Veränderung in seiner Eugenik bewirkt hätte. Denn in ihrer Einzigartigkeit liefert eine solche Schönheit nur den Beweis ihrer selbst, ihrer Vollendung, die mit nichts, was für besser oder schlechter befunden wird, verglichen werden kann. Aber gerade deshalb überzeugen ihn die montierten Bilder nur von der Notwendigkeit, sie als Beweisstücke für sein eugenisches Programm zurückzuweisen. Galton ließ daher seine Porträtmontagen

als eine gescheiterte Form ›bildlicher Statistik‹ fallen⁸ und betrieb energisch sein Programm einer Eugenik weiter.

Am Ende seines Lebens versuchte sich Galton jedoch an einer anderen Art der Überzeugung, die nicht auf der unmöglichen Verschmelzung des Generellen und des Konkreten basierte, sondern auf Literatur. Galton war sich des Umstandes bewusst, dass er gerade bei denjenigen Menschen, denen sein Denken feindlich gesinnt war, den Massen nämlich, Überzeugungsarbeit für sein eugenisches Projekt zu leisten hatte. Und als Folge dieser Einsicht begann Galton mit der Niederschrift einer populären utopischen Erzählung namens »Kantsaywhere«, die zu den verstörendsten Beispielen dieser Gattung gehört. Die Hoffnung auf eine unwiderlegbare, wissenschaftliche, bildliche Beweiskraft mündet in ein skurriles Märchen über selektive Zucht und den vermeintlichen Fortschritt der Art. Die Fotomontagen spielen auch in »Kantsaywhere« noch eine Rolle, wenn auch nicht länger in der Funktion einer ›bildlichen Statistik‹. Vielmehr sind sie nun auf ein Kultobjekt reduziert, in dem ästhetische Qualität in quasi-religiöse Bedeutung übergeht. Der Held der Erzählung, I. Donoghue (das heißt ›ich weiß nicht‹), erklärt: »A peculiar interest lies in the close analogy between composite portraits and their religious imagery« (Pearson 1930: 423). Karl Pearson, Biograph Galtons und selbst berühmter Statistiker, kommentiert diese Neubestimmung der Fotomontagen folgendermaßen: »He [Galton, P.F.] held that any form of superstition held by a tribe or nation as a whole – even the worst type of fetishism – was a source of strength to the believing group« (Pearson 1930: 424).⁹ Dass Galtons Fotomontagen letztendlich zu einer Art religiöser Propaganda herabsinken konnten, beweist nur, wie fern ihnen schon immer ein Bezug zur wissenschaftlichen Evidenz lag.

Literatur

Baer, Ulrich (2002): *Spectral Evidence. The Photography of Trauma*, Cambridge, Mass.: MIT Press.

Galton, Francis (1919): *Inquiries into Human Faculty and its Development* (1883), London: J. M. Dent & Sons.

8. »Galton sought a Rosetta Stone to the mind, and composite photography did not provide it.« (Gillham 2001: 220)

9. Galton war immer der Meinung, dass Eugenik, wollte sie je weitläufige Anerkennung finden, die Form einer nahezu religiösen Mission annehmen müsse. »Indeed, an enthusiasm to improve the race is so noble in its aim that it might well give rise to the sense of religious obligation.« (Galton 2004: 25)

- Galton, Francis (2004): *Essays in Eugenics* (1909), Hawaii: University Press of the Pacific Honolulu.
- Gigerenzer, Gerd et al (1989): *The Empire of Chance. How probability changed science and everyday life*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Gillham, Nicholas Wright (2001): *Sir Francis Galton. From African Exploration to the Birth of Eugenics*, Oxford: Oxford University Press.
- Guerry, André-Michel (1833): *Essai sur la statistique morale de la France précédé d'un rapport à l'Académie des Sciences par Mme Lacroix et altera*, Paris: Crochard.
- Lavater, Johann Kaspar (1884): *Ausgewählte Schriften*, Bd. 3 (1775), Zürich: Schultheß Verlag.
- Marx, Karl (1969): *Werke*, Bd. 3, Berlin: Dietz Verlag.
- Pearson, Karl (1930): *The Life, Letters and Labours of Francis Galton*. Volume 3, Cambridge: University of Cambridge Press.
- Porter, Theodore M. (1986): *The Rise of Statistical Thinking 1820-1900*, Princeton: Princeton University Press.
- Quetelet, Adolphe (1835): *Sur l'homme et le développement de ses facultés ou essai de physique sociale*, Paris: Fayard.
- Quetelet, Adolphe (1843): *A Treatise on Man and the Development of his Faculties*, Gainesville, Florida: Scholars' Facsimiles & Reprints.
- Sekula, Alan (1989): »The Body and the Archive«. In: Richard Bolton (Hg.), *The Contest of Meaning*, Boston: MIT Press, S. 342-389.
- Stigler, Stephen M. (1986): *The History of Statistics. The Measurement of Uncertainty before 1900*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.